

Reiner Engelmann

ICH BIN JUDE

Euer Antisemitismus ist mein Alltag

REINER ENGELMANN

ICH BIN JUDE

Euer Antisemitismus ist mein Alltag



Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:
www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967



Unterrichtsmaterialien zu diesem Buch sind erhältlich unter:
www.schullektuere.de

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2023

© 2023 cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Uwe-Michael Gutzschhahn

Umschlaggestaltung: Geviert GbR, Grafik & Typografie, München

Umschlagmotive © Shutterstock.com (BAZA Produktion, Juhku)

skn · Herstellung: AJ

Satz und Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31535-4

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für meine Enkelkinder

*Paul, Lior und Leonid,
Henri und Ella,
Milla und Edda*

Inhalt

Vorwort	11
Unfassbar!	15
Simon	18
Schabbat	23
Opa	30
Fußball	39
Oma	50
Freunde	61
Bar Mizwa*	69
Schulwechsel	79
Auschwitz	84
Achmed	96
Angriffe	106
Hetzjagd	114
Max	123
Flucht	129
Anrufe	133
Maßnahme	138

Reaktion	146
Marie	151
Elternabend	156
Treffen	171
Eingeschlossen	179
Großeltern	184
Verschwörungstheorien	195

Epilog 205

Glossar 217

Vorwort

Antisemitismus ist in unserer Gesellschaft weitverbreitet. Er zeigt sich nicht nur in Anschlägen wie dem auf die Synagoge in Halle im Oktober 2019. Auch wenn dahinter ein Einzeltäter steckte, fand seine Tat in sozialen Netzwerken doch großen Zuspruch. Nach dem Anschlag sagte der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland*, Josef Schuster*: »Wir erleben einen deutlich enthemmteren Antisemitismus, wie ich ihn mir vor einigen Jahren nicht hätte vorstellen können.« (Interview im Deutschlandfunk vom 27. 12. 2020.)

Antisemitismus zeigt sich in offener und versteckter Form überall in unserem Alltag. Er äußert sich verbal in Schulen, Vereinen, an Stammtischen, am Arbeitsplatz, in der U-Bahn genauso wie in der Familie.

Bei meinen Recherchen habe ich alle möglichen antisemitischen Äußerungen gefunden, von denen ich hier nur eine kleine Auswahl zitieren will:

»Was ist das für eine Judenaktion!«

»Juden zahlen keine Steuern!«

»... bis zur Vergasung!«

»Du Jude!«

»Sie sehen ja gar nicht jüdisch aus!«

»Juden reden zu oft über den Holocaust!«

»Juden sind Kindermörder!«

Diese Sätze wurden in der Öffentlichkeit geäußert, ohne dass irgendjemand von denen, die sie mithörten, reagiert hätte. Warum stoppt niemand Menschen, die solche Sätze sagen? Gehen wir der Auseinandersetzung lieber aus dem Weg? Oder erkennen wir in den Sätzen vielleicht gar nichts Antisemitisches?

Wie fühlen sich die Betroffenen, wenn sie diese Sätze hören und merken, dass niemand eingreift?

Die jüdischen Mitmenschen, mit denen ich gesprochen habe, fühlen sich in diesen Momenten schutzlos. Und sie haben Angst, sich verbal zu wehren, weil sie sich alleingelassen sehen.

Worte sind oft Vorläufer von Handlungen. Menschen, die sich in der Öffentlichkeit zu ihrer jüdischen Religion bekennen, indem sie eine Kippa tragen oder eine Kette mit dem Davidstern, werden bespuckt, angerempelt und geschlagen. Nur selten greife jemand helfend ein, erzählen sie. Und wenn, dann seien es meist Freunde oder Bekannte.

Es sind ganz unterschiedliche Gruppierungen, die die Übergriffe verüben. Mal sind es Menschen mit muslimischem Hintergrund, die hier lebende Juden für die Politik in Israel verantwortlich machen, obwohl diese überhaupt keinen Einfluss auf die israelische Politik haben.

Andere kommen eindeutig aus der rechten Szene. Sie bedauern, dass Hitler sein Werk nicht vollenden konnte.

Zumindest in ihren verbalen Äußerungen möchten sie noch einmal Gaskammern errichten oder sämtliche Menschen jüdischen Glaubens nach Israel verbannen. Aber die Juden, die unter uns leben, sind Deutsche, sie haben die deutsche Staatsangehörigkeit.

Das Gedankengut des Nationalsozialismus ist leider bis in unsere Gegenwart spürbar. Die Vorurteile gegen Juden, die von den Nazis damals – von 1933 bis 1945 – der Bevölkerung eingepflegt wurden, sind nie wirklich überwunden worden. Lange wurden sie halblaut weitergeraunt, inzwischen werden sie sogar wieder lautstark skandiert.

Wenn aber, wie einschlägige Forschungsergebnisse zeigen, der Antisemitismus bis mitten in unsere Gesellschaft reicht, bedeutet das eine weitverbreitete Unkenntnis über die jüdische Religion. Woran liegt das? Warum wissen wir zu wenig, was hinter den Toren von Synagogen geschieht? Warum wissen wir zu wenig über die Feiertage, die Juden im Laufe des Jahres begehen? Warum lehnen wir ab, uns näher mit ihrem Glauben zu beschäftigen, ihn anzuerkennen?

Aus meiner persönlichen Erfahrung, nicht nur im Zusammenhang mit diesem Buch, kann ich sagen, dass es bereichernd ist, die jüdische Religion näher kennenzulernen. Ich habe immer wieder die Offenheit und Freundlichkeit der Menschen gespürt, wenn sie von ihren Festen und Bräuchen erzählten.

Juden, so habe ich während meiner Recherchen erfahren, möchten hier in Deutschland ein ganz normales Leben leben und nicht auf ihr Jüdischsein reduziert werden.

Sie sind Nachbarn, Kollegen, Vereinsmitglieder und vieles mehr. Und sie haben eine Religion, die sie gerne unbeschwert ausüben wollen, so wie Christen oder Muslime auch.

Es muss ein gesamtgesellschaftliches Anliegen sein, polizeiliche Überwachungen an Synagogen und anderen jüdischen Einrichtungen überflüssig zu machen. Eine Utopie? Sicher! Aber nur so werden wir den Antisemitismus in unserem Land überwinden.

Wenn ich mit diesem Buch beitragen kann, dieses Ziel zu erreichen, würde mich das freuen.

Die antisemitischen Übergriffe, die ich im Buch beschrieben habe, sind nicht erdacht, sondern haben sich tatsächlich so ereignet. Die Personen der Handlungen sind frei erfunden, doch es gibt viele lebende Vorbilder für sie.

Shalom Alechem! Frieden für alle!

Reiner Engelmann, März 2022

Unfassbar!

Sein erster Weg führte ins Badezimmer. Er war erleichtert, dass niemand zu Hause war. Die Tür schloss er trotzdem ab. Sein Rücken schmerzte, das Shirt klebte ihm auf der Haut. Vorsichtig zog er es aus, stellte sich vor den Spiegel und betrachtete seinen Rücken. Überall blaue Flecken, an zwei Stellen blutete er. Dort hatte ihn die Kette getroffen. Auch das Shirt war blutig. Außer den Blutflecken entdeckte Simon noch etwas anderes auf dem Stoff: einen Aufkleber. Jetzt wurde ihm klar, was die Ursache für den brutalen Angriff gewesen war. Deshalb war er auch schon auf dem Weg zur Bushaltestelle angepöbelt worden. Wörter und Sätze, die er alle bereits gehört hatte. Einige Male hatten ihn Leute überholt und vor ihm ausgespuckt. Was war los mit diesen Menschen? Warum taten sie das?

Später im Bus hatte sich die Situation weiter zuge-spitzt.

»Bist du Jude?«, fragte ihn ein älterer Mann.

»Haben Sie ein Problem damit?«, hatte Simon dagegengehalten.

»Willst wohl noch frech werden, du Scheißjude!«

Im Nu hatte der Mann einige Fahrgäste auf seiner Seite, meist Jugendliche, die Simon nicht kannte. An der nächsten Haltestelle drängten sie ihn aus dem Bus, umzingel-

ten, beschimpften und bespuckten ihn, dann folgten die Schläge. Zunächst mit Fäusten, die Simon noch halbwegs abwehren konnte, bis einer eine Kette aus seiner Jackentasche zog und ihm damit auf den Rücken schlug. Simon schrie auf, ließ sich zu Boden fallen und spürte noch ein paar Fußtritte. Plötzlich war alles still. Er hob den Kopf, schaute sich um, Menschen gingen an ihm vorbei. Das Aufstehen fiel ihm schwer, er hatte Schmerzen.

Der Zettel, der auf seinem Shirt klebte, erklärte alles. *Ich bin Jude!*, stand dort. Wer konnte das gewesen sein? Wann war das passiert? Auf dem Weg zum Bus? Eher nicht. In der Schule? Bei welcher Gelegenheit hatte ihm jemand den Zettel angeklebt? Nach dem Unterricht hatte es auf dem Flur kurz ein Gedränge gegeben. Vielleicht da?

Simon schaute auf seine Uhr. Es war erst früher Nachmittag. Direktor Schneiderjahn war um diese Zeit sicher noch in der Schule. Schnell zog er sich ein frisches T-Shirt an, das blutverschmierte mit dem Aufkleber steckte er in eine Tasche und machte sich auf den Weg.

»Was willst du denn schon wieder?«, herrschte Schneiderjahn ihn an, als Simon unaufgefordert in sein Büro trat.

Simon griff in die Tasche, zog das Shirt heraus und legte es auf den Schreibtisch des Direktors.

»Was soll das? Pack das schmutzige Ding weg!«

»Ich möchte, dass Sie sich das anschauen!«, forderte Simon Schneiderjahn auf.

»Ich sehe nur ein verschmutztes Shirt, das du jetzt sofort wieder in deine Tasche steckst!«

»Sehen Sie nicht den Aufkleber?«

»Und? Was soll das?« Schneiderjahn wirkte verlegen.

»Das hat mir jemand unbemerkt auf meinen Rücken geklebt und so bin ich zur Bushaltestelle gelaufen und verprügelt worden!«

»Was habe ich damit zu tun?« Schneiderjahns Kopf wurde rot vor Wut.

»Diesen Zettel hat mir jemand hier in der Schule auf den Rücken geklebt!«

»Das war sicher nur ein dummer Scherz!« Schneiderjahn versuchte zu lächeln. Sein Gesicht glich eher einer Fratze.

Simon drehte sich um und zog sein T-Shirt hoch.

»War das auch nur ein dummer Scherz?«, fragte er.

»Was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun? Wenn du sicher bist, dass das hier in der Schule passiert ist, dann bring mir die Schuldigen, damit ich sie bestrafe.«

»Es gibt hier an der Schule ein Problem mit Antisemitismus! Und Ihnen fällt wieder nichts anderes ein als Strafe, was? Tun Sie endlich was! Es ist höchste Zeit!!«

Bevor Schneiderjahn etwas antworten konnte, hatte Simon das Büro schon verlassen.

Simon

Simon Weiß hat sich in sein Zimmer zurückgezogen. Er will allein sein, braucht Zeit zum Nachdenken.

Ein paar Monate bleiben ihm noch an der Schule, diese Zeit muss er nutzen, um eine Entscheidung zu treffen. Er ist unsicher. Gehen oder bleiben? Fliehen oder standhalten? Doch wohin fliehen? Wo wäre er sicher? Zumindest sicherer als in dieser Stadt? In seiner Heimat Frankfurt.

Wann ist für mich die Grenze erreicht, an der ich sage, es geht nicht mehr? Das ist die zentrale Frage.

Es ist für ihn immer schwerer geworden, ein ganz normales Leben zu leben. Simon Weiß will öffentlich zeigen können, dass er Jude ist. Dazu gehört als äußeres Zeichen, dass er, wann immer er möchte, auch außerhalb seines Zuhauses eine Kippa tragen kann oder die Kette mit dem Davidstern, die er zu seiner Bar Mizwa bekommen hat.

Er weiß, das sind Äußerlichkeiten, nur Symbole seiner Religion. Aber wenn er sie zeigt, wenn er den Davidstern offen trägt, wird er beleidigt, verspottet, bespuckt, ausgegrenzt, sogar geschlagen. Das hat er oft erlebt, zu oft!

Die Kippa setzt er schon lange nicht mehr auf und die Kette mit dem Davidstern versteckt er unter seinem Shirt.

Das ist für ihn zu einem Automatismus geworden, bevor er das Haus verlässt.

Trotzdem wird er als Jude erkannt, seit er sich in der Schule geoutet hat. Manche zeigen ihm den Hitlergruß, andere faseln irgendwas von »Vergasung«, und wieder andere, vor allem Muslime, sehen in ihm den Israeli und damit den Feind. Simon kennt Israel, er war schon ein paar Mal dort, doch er ist Deutscher. Er ist in Frankfurt geboren, in Frankfurt aufgewachsen und zur Schule gegangen, er hat hier Freunde gefunden, einen Fußballverein, für den er spielt.

Die Anfeindungen gegen ihn haben vor ein paar Jahren nach seinem Wechsel von der jüdischen an eine staatliche Schule begonnen und nie mehr aufgehört. Manchmal glaubt er, sie haben sich noch verstärkt, vor allem die Beleidigungen hinter seinem Rücken. Sie richten sich nicht nur gegen ihn, sondern gegen die gesamte jüdische Bevölkerung in Deutschland. Deutlich wird ihm das besonders dann, wenn es im Nahen Osten zu Krieg und Gewalt kommt. Dann ziehen muslimische Gruppen demonstrierend durch die Städte und fordern die Vernichtung Israels.

Wird er in diesem Land, das ja *sein* Land ist, sicher leben können? Ist Frankfurt für ihn ein sicherer Ort?

Die zuständigen staatlichen Stellen sorgen dafür, dass jüdische Einrichtungen von der Polizei bewacht werden. Auf den ersten Blick gibt das Simon tatsächlich ein Gefühl von Sicherheit. Die Polizei steht bereit, damit nichts passiert. Zum Glück, und doch kommen in ihm bei dem

Gedanken Zweifel auf. Christliche Kirchen und staatliche Schulen brauchen keine Bewachung. Es gibt also eine Bedrohung, die sich allein und ganz generell gegen Juden und ihre Einrichtungen wendet, nicht nur gegen ihn persönlich.

Wird es, wenn die Entwicklung in Deutschland so weitergeht, ausreichen, nur die Gebäude zu bewachen? Wird irgendwann auch Personenschutz nötig sein? Müsste es den nicht eigentlich jetzt schon geben?

In seiner Heimatstadt Frankfurt gibt es Bezirke, die für ihn und jeden anderen jüdischen Bürger No-go-Areas geworden sind. Auf wie viel Freiheit ist er bereit zu verzichten, um hier leben zu können? Kann er das? Will er das? Sieht er Chancen, dass sich etwas verändert oder sogar verbessert? Nicht nur für ihn, sondern auch für die anderen Mitglieder der jüdischen Gemeinde? Simon Weiß hat Zweifel.

An der Pinnwand über seinem Schreibtisch hängt die Kopie eines Briefes von seinem Urgroßvater, den dieser im Jahr 1938 schrieb. Darin heißt es: »Unsere Koffer standen immer bereit. Jederzeit könnten wir sie packen und ausreisen. Wir hatten aber die Hoffnung, alles würde sich beruhigen, besser werden. Wir lebten doch in einem zivilisierten Land, unter gebildeten und zivilisierten Menschen. Das war unsere Vorstellung. Mit dem, was in der Nacht vom 9. auf den 10. November passiert ist, hatten wir nicht gerechnet. Jetzt ist es zu spät. Wir sitzen in der Falle und haben keine Möglichkeit, uns zu befreien.«

Simon kennt die Geschichte seiner Urgroßeltern.

An einer anderen Stelle des Briefs schrieb der Urgroßvater, dass es am Anfang lediglich Pöbeleien von einzelnen Bewohnern aus der Nachbarschaft und auf der Straße gab, doch im Laufe der Zeit hätten sich immer mehr Menschen beteiligt. Die Stimmung gegen die jüdische Bevölkerung sei von der Partei angeheizt worden. Dann folgten die Einschränkungen. Deutsche sollten nicht mehr in jüdischen Geschäften kaufen, Juden durften nicht mehr während der üblichen Geschäftszeiten ihre Besorgungen machen.

Simon weiß das, er hat in vielen Büchern darüber gelesen und auch mit Menschen gesprochen, die das am eigenen Leibe erlebt hatten.

Sind wir wieder da, wo meine Urgroßeltern in den frühen Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts gestanden haben? Die Vorstellung macht Simon Angst.

Er beruhigt sich damit, in einem demokratischen Staat zu leben. Erschreckend findet er aber, dass sich der Antisemitismus trotzdem wieder ausbreitet, und zwar in allen Bevölkerungsschichten. Bei vielen Deutschen macht sich eine Schlusspunkt-Mentalität breit. Zunehmend hört er, das Thema Holocaust gehöre endgültig der Vergangenheit an. Gleichzeitig werden Juden plötzlich wieder wie damals für alle möglichen Probleme und Missstände verantwortlich gemacht – zum Beispiel für die Ausbreitung der Corona-Pandemie. Bei Wahlen hängt eine rechtsgerichtete Partei ihre Plakate offenbar ganz bewusst in der Nähe von Häusern auf, von denen bekannt ist, dass dort Juden

wohnen. »GAS GEBEN!«, steht in großen Buchstaben auf den Plakaten.

Simon Weiß kann nicht mehr anders, als sich zu fragen: Wo ziehe ich für mich Grenzen, ab wann sage ich, dass es nicht mehr geht? Wo werde ich leben? In dieser Stadt? In diesem Land? Welche Alternative gibt es für mich? Er braucht Zeit zum Nachdenken, auch über früher, als für ihn noch alles in Ordnung schien. War wirklich alles in Ordnung?

Schabbat

Viele Jahre lang war der Schabbat für Simon Weiß der Höhepunkt der Woche gewesen. Er freute sich darauf, mit den Eltern und seiner jüngeren Schwester Charly zur Synagoge zu gehen, dort zu singen und zu beten. Er freute sich, anschließend mit der Familie und manchmal auch mit Verwandten oder Freunden den Abend und den nächsten Tag zu verbringen. Sobald der Schabbat begann, wurde es ruhiger in der Familie. Sowohl für die Vorbereitungen als auch für den Abend selbst gab es immer einen festen Ablauf. Die Vorbereitungen zum Schabbat waren Familiensache. Er und Charly räumten ihre Zimmer auf, abwechselnd mal mit dem Vater, mal mit der Mutter bereiteten sie dann das Abendessen zu, und danach zogen sie ihre festliche Kleidung an.

Während sein Vater mit den Kindern in der Synagoge war, deckte die Mutter den Tisch. Zwei weiße Kerzen gehörten dazu, Geschirr, Besteck, die Challot*, das besondere Brot für den Schabbat, das sie für diesen Abend gebacken hatte, sowie das Essen und die Getränke für das anschließende Festmahl.

Niemand musste mehr aus dem Haus, um irgendetwas zu erledigen. Fernseher, Radio, Computer und andere elektronische Geräte blieben ausgeschaltet, so wie es für

diese Zeit vorgeschrieben war. Simon verschickte, bevor sie sich auf den Weg zur Synagoge machten, schnell noch eine SMS an seine Freunde und wünschte ihnen einen schönen Schabbat. Danach schaltete er das Handy aus.

Simon liebte auch das immer wiederkehrende Ritual des Abends: Sobald alle am festlich gedeckten Tisch versammelt waren, wurden zwei weiße Kerzen angezündet. Über dem Tisch, der mit dem einen Ende an der Wand des Esszimmers stand, hingen in alten wuchtigen Holzrahmen ein Foto der Urgroßeltern und eines der Großeltern väterlicherseits. Auch wenn sie nicht mehr lebten, waren sie so doch immer beim Schabbat dabei.

Von den Eltern der Mutter gab es auch Fotos, doch die klebten in verschiedenen Alben. Selbst als sie noch lebten, hatten Simon und seine Eltern nicht viel Kontakt zu ihnen gehabt. Sie waren dagegen gewesen, dass ihre Tochter zum Judentum übertrat.

Sobald die Familie am Tisch saß, sprach der Vater den Segensspruch, zunächst über die Kerzen, die als Symbol für das Licht stehen:

*»Gelobt seist du, Herr unser Gott, König der Welt,
der du uns geheiligt durch deine Gebote und uns
befohlen hast, das Schabbat-Licht anzuzünden, ...«*

Danach folgte die Segnung des Weins:

»... der die Frucht des Weinstocks erschafft ...«

und schließlich vor dem Verzehr des Weißbrots:

»... der das Brot aus der Erde hervorbringt.«

Schließlich segnete der Vater seine beiden Kinder, indem er Gott bat, sie immer zu beschützen.

Nach all diesen Segnungen wurde das Lied »Shalom Alechem« gesungen:

*»Wir wollen Frieden für alle,
wir wollen Frieden für alle,
wir wollen Frieden für alle,
wir wollen Frieden, Frieden,
Frieden für die ganze Welt.«*

Auf Hebräisch:

*»Havenu shalom alechem
Havenu shalom alechem
Havenu shalom alechem
Havenu shalom alechem
Shalom alechem.«*

Dann brach der Vater das Brot in Stücke, bestreute sie mit Salz und reichte sie reihum. Langsam und bedächtig kauten alle. Die Erwachsenen tranken Wein, die Kinder Traubensaft. Hinterher aßen sie das, was sie tagsüber für den Abend vorbereitet hatten.

Nach dem Abendessen versammelte sich die Familie im

Wohnzimmer und sie spielten oder redeten miteinander. Simon genoss es, dass sie eine ungestörte Zeit miteinander verbringen konnten. Kein Telefon klingelte, kein Fernseher lief, und es spielte auch keine Musik.

An einem dieser Schabbat-Abende – Simon war damals schon in der dritten Klasse – hatte er seinen Vater gefragt, wieso es in der Schule oft Terroralarm gebe. Das Wort war an dem Morgen gerade wieder über die Lautsprecheranlage ertönt.

Nach der kurzen Durchsage der Schulleitung hatten sie die Tür und die Fenster des Klassenzimmers abschließen und die Vorhänge zuziehen müssen, dann mussten alle Schülerinnen und Schüler unter ihre Tische kriechen, und niemand durfte in der Nähe des Fensters bleiben.

Simon und die anderen Kinder in der Klasse hatten das schon oft mitgemacht. Für sie war es eher ein spannendes Spiel, ohne dass sie den Sinn des Ganzen begriffen. Aber einige Kinder hatten auch Angst, das spürte Simon. Deshalb fragte er jetzt.

»Weißt du«, begann sein Vater, »niemand möchte, dass euch etwas Schlimmes passiert. Deswegen müsst ihr manchmal Dinge tun, die ihr noch nicht richtig versteht.«

»Was soll uns denn passieren, Papa?«, bohrte Simon nach. »Wieso müssen wir die Türen abschließen, wieso müssen wir unter die Tische kriechen?«

»Manchmal gibt es böse Menschen, die mit Pistolen oder Gewehren einen Überfall auf Schulen machen. Und damit euch in so einem Fall nichts passiert, müsst ihr vorbereitet sein. Deshalb sind die Übungen notwendig.«

»Was sind das für Menschen, die eine Schule überfallen? Passiert das oft?«

»Nein«, antwortete sein Vater. »Es passiert nur ganz selten, eigentlich fast nie.«

»Und dafür müssen wir unter die Tische kriechen?« Simon merkte, dass mehr dahinterstecken musste.

»Es könnte aber etwas passieren ... manchmal gibt es eben Menschen, die sich schreckliche Dinge einfallen lassen und in die Tat umsetzen.«

»Gibt es an allen Schulen Terroralarm? Müssen sich alle Kinder verstecken? Manchmal haben Kinder ja auch Angst, wenn so eine Durchsage kommt.«

»Nein, nicht an allen Schulen gibt es diesen Terroralarm«, erklärte der Vater. »Nur an deiner.«

»Wieso nur bei uns?«

»Du gehst eben auf eine besondere Schule. Es ist eine jüdische Schule, wo fast nur jüdische Kinder hingehen. Es gibt Menschen in unserem Land, die haben etwas gegen jüdische Menschen. Die hätten am liebsten, wir wären gar nicht hier.«

»Wieso? Wir wohnen doch hier, das ist doch unser Zuhause!«

»Mach dir keine Sorgen«, versuchte sein Vater ihn zu beruhigen. »Wir werden ganz gut geschützt. Schau, du wirst morgens mit einem Bus vor der Haustür abgeholt und zur Schule gebracht, und mittags bringt er dich wieder nach Hause. Der Bus fährt sogar bis in den Innenhof der Schule, sodass euch niemand sehen kann. Du musst keinen Schritt laufen, der ganze Weg ist sicher.«